



HELDEN

Joachim
Hentschel

DANN
SIND
WIR

Wie mit
Popmusik
über die
Mauer
hinweg
deutsche
Politik
gemacht
wurde

ROWOHLT



Joachim Hentschel

Dann sind wir Helden

Wie mit Popmusik über die Mauer hinweg
deutsche Politik gemacht wurde

Über dieses Buch

Welche Rolle spielte der Rock 'n' Roll im Kalten Krieg? Welche Botschaften schmuggelten die Songs von Ost nach West (und zurück)? Brachte die Popmusik am Ende die Berliner Mauer zu Fall?

Ein aufregendes, großteils unbekanntes Stück deutscher Kulturgeschichte wird in diesem Buch zum ersten Mal beleuchtet: der musikalische Austausch, der in den 70ern und 80ern zwischen DDR und BRD hin- und herging. Um den «Sonderzug nach Pankow», die Westauftritte von City und Karat und die illegalen Ostkonzerte der Toten Hosen herum blühte ein reger Grenzverkehr, der von Geld, Strategie und Propaganda handelte – und vom Kampf um Freiheit.

«Die Geschichte, wie wir die ersten Löcher in die Mauer reinsangen – endlich hat sie jemand aufgeschrieben.» *Udo Lindenberg*

«Joachim Hentschel erzählt und lässt erzählen, welche grotesken Blüten Ideologien in der Kultur treiben können. Im Guten, im Schlechten und dazwischen.» *Marion Brasch*

«Man sollte die Kraft der Gefühle, die Musik auslösen kann, niemals unterschätzen. In diesem Buch steht, warum.» *Klaas Heufer-Umlauf*

Vita

Joachim Hentschel, Jahrgang 1969, hat als Journalist und Autor für zahlreiche Print-, Online- und Rundfunkmedien gearbeitet. Seine Beiträge erschienen unter anderem in der *Süddeutschen Zeitung*, in *Rolling Stone*, *Wired*, *GQ*, *Vanity Fair*, *Der Spiegel* und *Business Punk*, waren im Deutschlandfunk und auf Arte zu hören und zu sehen. In seinem Buch «Zu geil für diese Welt» (2018) beschäftigte er sich mit der Kultur der 90er-Jahre und den Folgen der Wiedervereinigung. Er lebt in Berlin.

Eines schönen Tages spürst du Türen
Was dich lockt, geschieht davor
Eines Tages wirst du an Zuhause denken
Gingst du wirklich fort?

Barbara Thalheim, «Abschied von den Eltern»

Ihr habt doch eigentlich alles – und doch immer nur Angst.

Marius Müller-Westernhagen in «Der Mann auf der Mauer»

Ich, ich glaub' das zu träumen
Die Mauer im Rücken war kalt
Schüsse reißen die Luft
Doch wir küssen, als ob nichts geschieht.

David Bowie, «Helden»

1.

«Haben wir auch Wessis hier? Geil!»

Bei einem Großfestival im November 1989 ziehen Musikfans aus DDR und BRD die Wiedervereinigung vor – und blicken zurück auf 40 Jahre Grenzverkehr

Heute, mehr als 30 Jahre später, könnte man sich fast einbilden, man habe die Bilder alle selbst geträumt. Die Stadt, gespenstisch erleuchtet, mitten in der Nacht. Die Lederjacken, Anoraks und schmutzigen Uniformen. Die Leute, die mit überraschten Grenzbeamten schnell eine rauchen. Die Autoschlangen und Menschentrauben mit Vokuhila-Haaren, die verwackelten Freudenschreie und schnell auf Kissenbezüge gemalten Begrüßungssprüche.

Die Szenen vom November 1989 in Berlin sind immer wieder gelaufen: im schlaflosen N24-Nachtprogramm, in Shows mit Wolfgang Lippert oder Oliver Geissen zu immer schrägeren

Jubiläen. In Dokumentationen auf Netflix, die von der Treuhand, der Stasi oder dem Agentenschmuggel erzählten wie von altem Spuk. Wieder und wieder, bis man immun war gegen die Emotionen, um die es ja eigentlich ging.

Wir sahen die zweifelnden Augen der DDR-Bürgerinnen und -Bürger, die sich ernsthaft fragten, ob es hier, an der frisch geöffneten Berliner Mauer, nicht gleich eine Katastrophe geben würde. So wie beim Volksaufstand vom 17. Juni 1953 oder bei den Demonstrationen am Platz des Himmlischen Friedens in Peking, wo nur fünf Monate vorher die Panzer aufgefahren waren. Dann die Erleichterung, die hochgehaltenen Ausweise, die Blitzlichter. Die Vorschlaghämmer, mit denen Brocken aus dem sogenannten antifaschistischen Schutzwall herausgehauen wurden, der niemanden je vor irgendetwas beschützen musste oder konnte.

Manche schrien sich heiser. Sprangen auf Trabi-Dächern auf und ab, verniedlichten diktatorische Politiker zu Witzfiguren und umgekehrt. Freundeten sich für den Rest des Lebens mit Unbekannten an, die sie nie mehr wiedersahen. Und plötzlich, ganz plötzlich war es wieder hell.

An die Öffnung der DDR-Grenzen denkt man natürlich nicht nur viel, viel lieber als an den Mauerbau vom August 1961, knapp 28 Jahre und drei Monate vorher. Die Befreiungsbewegung von '89 produzierte zudem, und das ist gar nicht selbstverständlich, auch die entschieden stärkeren Bilder. Szenen, die bald ein Eigenleben führten. Die das Superkomplizierte leicht greifbar machten und am Ende zu

Wandmalereien in der Ost-West-Erlebnisgastronomie wurden, denn bald kamen die Touristen.

«Joyous East Germans Pour Through Wall», titelte die *New York Times* am Samstag, dem 11. November 1989. «Einigkeit und Recht und Freiheit: Deutschland umarmt sich», formulierte die *Bild* feierlich. Nur das *Neue Deutschland*, die parteieigene DDR-Tageszeitung, sah die Dinge nüchterner. «Schritte zur Erneuerung – Aktionsprogramm der SED» war hier die Wochenend-Headline. Daneben, kleiner: «Innenminister Friedrich Dickel zu den neuen Reiseregungen». Endlich die lang erwarteten Expertentipps zum Mauerfall.

«Konzert für Berlin»: das Megaevent, an das sich kaum jemand erinnert

Aber selbst drei Tage danach gab es in beiden Teilen Berlins noch genug Menschen, die gar nicht mitbekommen hatten, dass die Grenzen geöffnet waren und eine Ära der autoritären, freiheitsberaubenden Politik auf ihr Ende zulief. Leute, die auf so interessante Nachrichten nicht gefasst gewesen waren. Oder die schlicht keinen Fernseher hatten.

Rosi zum Beispiel. Rosi war Schlagzeugerin beim Westberliner Musikkabarett Zwei Drittel, wohnte in der Prinzessinnenstraße im alternativen Kreuzberg. Am Sonntag, dem 12. November, klingelte es frühmorgens bei ihr. Vor der Tür: Thomas May, ein Freund von drüben. May, Kulturaktivist in Halle an der Saale, hatte Rosis Gruppe kurz vorher auf einer kleinen DDR-Tournee begleitet. Jetzt stand er hier im Kreuzberger Treppenhaus, mit seiner Frau und der fünfjährigen Tochter, plötzlich und unangekündigt.

«Och, seid ihr endlich abgehauen!», rief Rosi zur Begrüßung. Natürlich war sie überrascht, aber über Ungarn oder die Botschaften geflüchtete Ostdeutsche waren zu der Zeit nichts Ungewöhnliches.

«Nee, Rosi, die Grenzen sind offen», sagte May.

«Was? Hab ich gar nicht mitbekommen.»

May, 28, gelernter Tischler, seit sechs Jahren sogenannter kulturpolitischer Mitarbeiter und Konzertorganisator im großen Jugendklubhaus Philipp Müller in Halle, war mit seiner kleinen Familie schon um fünf Uhr früh aufgebrochen, per Zug. Am Tag drei nach der Maueröffnung wollten sie Westberlin sehen und gingen an der Oberbaumbrücke über die Sektorengrenze. Der Stopp bei Rosi sollte der Start in einen Tag sein, danach Ku'damm, Zoo und Sightseeing. Doch er bekam schnell einen neuen Drall.

Nach dem Frühstück begann die Gastgeberin herumzudrucksen. Sosehr sie sich über den Besuch freue, sie müsse jetzt leider weg. Heute gebe es ein großes, etwas seltsames Nachmittagskonzert, das der Sender Freies Berlin über Nacht angesagt hatte. In der Deutschlandhalle, der 10000er-Arena in Berlin-Wilmersdorf, in der sonst Shows von Tina Turner, Queen oder David Bowie stattfanden. Sie, Rosi, habe dort eine Verabredung und einen Backstage-Ausweis.

Das könne nur das Mauerfall-Festkonzert sein, meinte May. Rosi griff zum Telefon, rief ihren SFB-Kontakt an. Alles klar, die Gäste dürften mitkommen, meldete sie wenige Minuten später. Und es ging los.

Das «Konzert für Berlin» war von den Veranstaltern innerhalb von zwei Tagen zusammengeklöppelt worden. Als Feierstunde und offiziell erstes Rockfestival aller Zeiten, bei dem ein aus BRD und DDR gemischtes Publikum ein Programm mit knapp 20 Bands, Künstlerinnen und Künstlern aus West und Ost sehen konnte, ohne dass dafür irgendwelche

Tricks, Schmuggeleien oder Kaderprivilegien nötig waren. (Wahrscheinlich hatte es eine solche Konstellation schon vorher gegeben, 1973 bei den Weltjugendfestspielen in Ostberlin, 1988 bei der Friedenswoche der Berliner Jugend in Weißensee oder beim Festival des politischen Liedes, aber wie gesagt: Hier war es nun endlich offiziell und Teil des Mottos.)

Das halb improvisierte, latent politisch oder historisch aufgeladene Großmusikfestival war damals eine Kulturtechnik, die bei Hörerschaft und Organisatoren gut eingeübt war. Vier Jahre vorher hatte in London und Philadelphia das «Live Aid»-Weltkonzert stattgefunden. Ein Jahr später wurde in der Nähe des oberpfälzischen Wackersdorf das riesige Festival gegen den Bau einer atomaren Wiederaufbereitungsanlage gefeiert, 1988 in London die Geburtstagsshow für den inhaftierten südafrikanischen Oppositionshelden Nelson Mandela. Für die Redakteure des Westberliner Radio-Jugendmagazins S-F-Beat, die am Freitag die Idee dazu hatten, am Morgen nach dem Mauerfall, muss es logisch gewesen sein: Was Bob Geldof kann, können wir auch, und irgendwas machen müsse man ja auf jeden Fall.

Den Vorschlag, das kurzfristige Event am Reichstag zu feiern, lehnte das Berliner Ordnungsamt ab – zu nah am Grenzübergang, zu viel Drängel- und Chaosgefahr. Die Deutschlandhalle wiederum, schön weit weg Richtung Messegelände und Grunewald, stand am Sonntag noch leer. Da der SFB nicht als Veranstalter auftreten durfte, sprang die Zetka Show & Concert GmbH ein, die Firma des

Rockimpresarios Reinhard «Conny» Konzack. Konzack betrieb unter anderem das als Konzertsaal hoch angesehene Kant Kino, managte zeitweise Bands wie Die Ärzte, Ideal und Extrabreit.

Erst am Samstagabend wurde das «Konzert für Berlin» im Radio und Fernsehen angekündigt. Die Organisatoren wollten verhindern, dass sich zu viele Leute in München, Köln, Jena oder Dresden in die Autos setzten und auf den Fernstraßen, die ohnehin schon vom neuen, großen Grenzverkehr verstopft waren, die letzten Lücken zustöpselten. Vielleicht ist das im Rückblick ein Grund dafür, dass das Festival später nie so richtig den Weg in den Kanon der deutschen Popgeschichte fand. Es war wie beim Mauerfall: Viele bekamen gar nicht mit, dass es stattfand. Teilweise bis heute nicht.

Mehr Gitarren, noch mehr Tränen und noch viel mehr Ansprachen

Am Sonntagmorgen war der Himmel über Berlin blau, der Nieselregen, der die Woche über gefallen war, hatte sich vertröpfelt. Der TV-Übertragungswagen des SFB fuhr zur Philharmonie am Potsdamer Platz, denn dort startete um 11 Uhr das erste, das andere Begrüßungskonzert. Daniel Barenboim, aus Argentinien stammender Superstardirigent, war zufällig für Plattenaufnahmen in der Stadt. Spontan dirigierte er die Philharmoniker, es gab Beethovens Klavierkonzert Nr. 1, dazu die Siebte Symphonie, vor vollem Haus. Klassische Musik hatte auch früher beim Ost-West-Dialog eine große Rolle gespielt, auch weil sie im Umgang meist unverfänglicher war als Rockmusik.

Barenboim hatte eine Bedingung gestellt. Er werde nur auftreten, zudem ohne Gage, wenn sichergestellt sei, dass die verwöhnten Westberliner den Ostdeutschen nicht die Plätze wegnehmen würden. Am Einlass der Philharmonie mussten die Leute ihre Papiere vorzeigen. Nur wer einen DDR-Ausweis hatte, durfte eintreten. «Ich muss sagen, das sind die glücklichsten Tage meines Lebens», erklärte ein weißhaariger Besucher vor den SFB-Kameras, schwer schluckend. «Wissen Sie, die Höchststrafe, die man in einem zivilisierten Land

bekommen kann, sind 25 Jahre, und wir hatten 28 Jahre und drei Monate ... ich habe Beethoven noch nie so gehört!» Dann zog er sein Taschentuch heraus. Es wurde insgesamt viel geweint in diesen Tagen.

Bei aller Empathie: Die wenigsten Westmenschen konnten sich vorstellen, wie absolut ausgeschlossen für Musikfans in der DDR allein die Idee gewesen war, ihre Lieblingskünstler einmal live zu sehen. Außer, sie gehörten zur wirklich kleinen Gruppe der reisefähigen Privilegierten. Oder sie hatten das Glück, dass ihre Favoriten sich tatsächlich auf den komplizierten, undankbaren Weg nach Ostdeutschland machten, wie 1988 Depeche Mode, Bruce Springsteen oder Rio Reiser. Obwohl man selbst dann oft nur mit guten Beziehungen an eine Karte kam.

Zwischen ein und zwei Uhr nachmittags begann das zweite Mauerfallfestival, die große Entwöhnung vom erlittenen Mangel, draußen in der Deutschlandhalle. Einen zweiten TV-Übertragungswagen wollte der SFB dafür nicht losschicken, stattdessen wurden die Hörerinnen und Hörer aufgefordert, die Radios ins Fenster zu stellen und laut aufzudrehen. Der Journalist Holger Senft kam eigentlich nur deshalb in die Halle, weil man für einen Nachrichtenbeitrag ein paar Konzerteindrücke brauchte. Als Senft die Stimmung erlebte unter den zeitweise bis zu 15000 euphorisch dampfenden Menschen, schnüffelte er Geschichte und ließ den Kameramann alles filmen, was er erwischen konnte. 1989 gehörte es noch nicht zum Usus, zu jeder Pudelausstellung und jedem

Keksewettbacken eine abendfüllende Making-of-Doku zu drehen. Dass zumindest Teile des Konzerts auf Film erhalten sind, verdankt die Nachwelt dem tapferen Reporter.

«Wir hatten am Abend vor dem Mauerfall im Pariser Olympia gespielt, in der Nacht gefeiert und erst am nächsten Morgen im Frühstücksraum mitbekommen, was passiert war», erinnert sich Campino, Sänger der Toten Hosen aus Düsseldorf, die in der Deutschlandhalle dabei waren. «Also beschlossen wir, nicht nach Hause zu fahren, sondern gleich nach Berlin. Man konnte in diesen Tagen eine kollektive Glückseligkeit spüren, wie ich sie vorher oder nachher selten erlebt habe. Natürlich ist das dann schnell gekippt. Die Leute fingen ja bald wieder zu nörgeln an.»

«In meinem Gehirn ging damals alles durcheinander, lauter Kurzschlüsse», sagt Dirk Zöllner, der mit seiner Ostberliner Band Die Zöllner als DDR-Vertreter auftrat. «Allein das Gefühl, eine West-Coladose aufzumachen, war fantastisch. Ich habe zehn Stück ausgetrunken, bis mir richtig schlecht war. Wir waren direkt nach den Toten Hosen dran, und auch die waren völlig breit. Das Konzert war wie ein Rausch. Ich war überzeugt: Jetzt beginnt die Weltkarriere.»

«Als zwischendurch alle gemeinsam auf der Bühne standen, die DDR-Kollegen und wir aus dem Westen, mit Joe Cocker in der Mitte, und alle zusammen ›With A Little Help From My Friends‹ sangen, das war schon ein unglaublicher Moment», sagt Wolfgang Niedecken, Sänger der Gruppe BAP aus Köln. «Das war Gänsehaut der Extraklasse.»

BAP, deren groß geplante DDR-Tour fünf Jahre vorher in letzter Minute geplatzt war, begrüßten das Publikum mit einem Rock-'n'-Roll-Refrain, der für die gesammelten zivilen Widerstandsbewegungen der zu Ende gehenden 80er-Jahre stand: «Plant uns bloß nit bei üch en!». Nina Hagen sang madonnenhaft «Ave Maria», die Sänger Gerulf Pannach und Christian Kunert, die nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 beide ins DDR-Gefängnis kamen und später in den Westen abgeschoben wurden, führten ein eigens geschriebenes Stück auf: «Der Tag, an dem die Mauer fiel». Melissa Etheridge spielte, die Gruppe Pankow auch. Udo Lindenberg dichtete sein notorisches «Sonderzug nach Pankow», das 1983 zu einer popdiplomatischen Ost-West-Krise geführt hatte, einmalig um: «Man glaubt es ja kaum, es ist ja alles wie ein schöner Traum.»

Das Gerücht ging um, Bruce Springsteen würde spielen, aber er kam nicht. «Meine fünfjährige Tochter wurde mit Smarties versorgt, die die Musiker für sie vom Catering klauten», erinnert sich Thomas May, der Besucher aus Halle, der sich backstage wie im Paradies fühlte, mit all den Künstlern, die er für sein Jugendhaus nie hatte buchen können. «Irgendwann stand Heinz Rudolf Kunze neben mir und heulte Rotz und Wasser.» Jetzt weinten die Wessis also auch noch.

50000 Leute sollen, alle Fluktuationen zusammengerechnet, in den elf Stunden dabei gewesen sein. An einer Stelle verkündete der Moderator Steffen Simon in die jubelnde Brandung hinein, dass draußen in der wirklichen Welt gerade der DDR-Verteidigungsminister Heinz Keßler die Aufhebung

des Schießbefehls an der deutsch-deutschen Grenze verkündet habe. Der frühere Staatschef Erich Honecker hatte das zwar schon im April 1989 angeordnet, aber schriftlich lag es erst jetzt vor.

Silly, die erhabene Synthesizer-Salonpop-Band, deren Musik so viele durch die letzten Vorwendejahre geleitet hatte, betrat die Bühne mit einer ganz anderen Ansage. «Wo sind überhaupt die ganzen Osis?», schnodderte Sängerin und DDR-Idol Tamara Danz in den Saal hinein. Und, als die zurückjohlten: «Haben wir auch Wessis hier?» Es waren mehr. «Geil!» Bevor sie losspielten, schlug Danz vor, die Reste der Mauer einfach an reiche Interessenten zu verkaufen und das Geld zu teilen. Dass die Trümmer 30 Jahre später als Denkmäler vor der früheren Präsidentenbibliothek Ronald Reagans, der CIA-Zentrale in Langley oder dem Pissoir eines Las-Vegas-Casinos stehen würden, ahnte sie wahrscheinlich nicht.

Es waren die ersten Versuche einer Völkerverständigung Auge in Auge. Der Abendstar Joe Cocker war zu dem Zeitpunkt schon wieder ausgeflogen. Er stand im dänischen Aarhus auf der Bühne, bei einem Konzert, das länger im Voraus fixiert worden war als das Ende des Ostblocks.

Und noch ein Abschied: Auch die Rock-'n'-Roll-Zeit geht zu Ende

Wenn man sich heute die Mitschnitte vom 12. November 1989 anschaut, kommt einem noch eine ganz andere Theorie in den Sinn, eine weitere mögliche Erklärung dafür, dass das «Konzert für Berlin» historisch ein bisschen verschütt ging. Dann erkennt man nämlich, dass bei diesem großen Spätachtziger-Rock-'n'-Roll-Zirkus, mit dem hier der Abschied vom Mauerstaat gefeiert wurde, auch eine ästhetische Ära zu Ende ging.

Man sieht die Filzhüte, die Haarmähnen und Versicherungsvertreter-Bärte, die in der deutschen Szene beliebt waren, vor allem bei Bassisten und Keyboardern. Die Jacketts, die hochgekrempelten Hemdsärmel und Schweißbänder, die mit höchstem Stolz getragen wurden. Man hört die breit bretternden Gitarren und die Keyboards, die wie Verlautbarungsfanfaren gellten. Das Röhren der Sängerinnen und Sänger, dem man im letzten Moment einen fast schon trotzigem Unterton anzuhören glaubt.

Noch einmal zelebrierten die Künstler hier den Zustand, der im Lauf der 80er-Jahre bereits zu zerbröckeln begonnen hatte, angefressen und abgelöst durch MTV-Videos und neue, hybride Pop-Identitäten. Es waren die finalen Wallungen einer Art von Rockmusik, die sich ihrer alten, hohen Bedeutung noch

uneingeschränkt sicher war. Die von ihrem Monopol lebte, die bevorzugte Überbringerin oder sogar Stifterin aller revolutionären, gegenkulturellen Botschaften zu sein. Mitte der 50er war sie inthronisiert worden, in den 60ern hatte sie ihre Glanzphase erlebt. Die großen westlichen Jugendkulturen waren so überhaupt erst zur Welt gekommen.

Die Ära des Kalten Kriegs, den ein US-amerikanisch dominierter Westen und ein sowjetisch angeführter Osten gegeneinander kultivierten – sie wird, zufällig oder nicht, immer auch beinahe deckungsgleich als die große, gloriose Periode des Rock 'n' Roll in Erinnerung bleiben.

Sieben Wochen nach dem «Konzert für Berlin» gingen die 80er-Jahre zu Ende. Gut fünf Jahre später, am 25. November 1994, bebte dieselbe Deutschlandhalle im Rhythmus der «Mayday»-Massenparty «The Raving Society». Unter anderem legten die Techno-DJs Westbam, Marusha und Luke Slater auf, zusammengezählt 34000 Leute tanzten dazu. Eine Welt, die kaum wiederzuerkennen war. Auch wenn die ersten Versprengten von 1989 da schon forderten, die Mauer doch bitte wieder aufzubauen.

Herr Westernhagen spielt seine fieseste Rolle

Der Musiker und Schauspieler Marius Müller-Westernhagen war am 12. November übrigens nicht in Berlin, auch wenn einige Quellen es behaupten (er gab an dem Tag ein Konzert in Mainz). Einer seiner Songs gehört dennoch fest zu den Wendezeit-Erinnerungen, an denen viele sich noch Jahrzehnte später festkrallen konnten. Westernhagen, damals Anfang 40, war auf dem Sprung vom eher straßenkötterhaften Rockbeißer zum manteltragenden Stadionstar mit kleiner Sonnenbrille. «Freiheit» hieß das Stück, das er während seiner Herbsttournee in aufgeheizten Hallen sang. Eine an sich kleine, nur zum Klavier gesungene Ballade, die den Moment monumentaler und umarmender einfing als alle anderen.

Die Kapelle, rumtata

Und der Papst war auch schon da

Und mein Nachbar vorneweg

Freiheit, Freiheit ist die Einzige, die fehlt

Der Umsturz, der Westernhagen zum Text seines schon 1987 erschienenen Liedes inspiriert hatte, war ein alles andere als friedlicher gewesen. Bei einer Fahrt durch Paris hatte er einen Spruch aus der Zeit der Französischen Revolution

aufgeschnappt, mutmaßlich aus einem Werk des Historikers François-Auguste Mignet. Es ging um die Enkel, die auf den Gräbern der Alten tanzen, um die finstere, überkommene Vergangenheit endlich hinter sich zu lassen. Daraus entwickelte er den Text.

Zunächst wurde das Lied kaum wahrgenommen. Eine Liveaufnahme vom Konzert in Dortmund, das er elf Tage nach dem Mauerfall gespielt hatte, erschien 1990 auf Platte, kurz vor der Wiedervereinigung, und wurde schnell radiobekannt. Die gefühlsduselige und zugleich zukunftsängstliche Stimmungslage machte «Freiheit» größer und größer.

«Songs nehmen ja immer ein Eigenleben an, und wenn du Glück hast, ist es gut», kommentierte Westernhagen in einem *Spiegel*-Interview. «Freiheit» wurde, noch langfristiger als David Hasselhoffs notorisches «Looking For Freedom», zu einer der Hymnen des neu vereinten Deutschlands. Bald konnten die Leute sogar den Mittelteil mitsingen: «Freihei-ei-ei-ei-eit!» (Auch 2021 noch, als das Stück unfreiwillig zum Themensong vieler Impfgegner-Demos gemacht wurde.)

1990 hatten die meisten schon vergessen, dass derselbe Westernhagen neun Jahre vorher einen ganz anders gelagerten Kommentar zum Thema West-Ost abgegeben hatte. «Von drüben» hieß der Song, der 1981 erschienen war. In dem lustig dahertrabenden Country-Folk-Stück schauspielerte der Künstler eine für ihn ungewöhnliche Rolle: die der fiktiven Gerti, einer Liedermacherin aus der DDR.

Die Geschichte, die der Song erzählt: Gerti ist im Osten zwar ein Star, siedelt in den frühen 80ern aber in die BRD über, weil sie endlich Geld und wahre Anerkennung verdienen will. Sie nutzt aus, dass die Schwestern und Brüder im Westen oft auch Mittelmäßiges ehrfürchtig hochjubeln, wenn es von drüben kommt – solange sie es als tapfere poetische Wortmeldung aus dem Unrechtsstaat verstehen können, dem Land des unfairen Alltags und der unterdrückten Möglichkeiten.

*Ich bin sehr natürlich, das schreibt auch der Stern
Ich krieg auch 'nen Preis von der Akademie
Fast wie bei uns, doch da bekam ich den nie
Jetzt wer'n se blöd gucken, da drüben die Herrn*

singt Westernhagen als Gerti, die in ihren Songs zwar Position für Menschenrechte bezieht, in Wahrheit aber nur geldgierig die Dummheit und den Selbsthass der bundesdeutschen Bildungsbürger und Linksfolkloristen ausnützt. Am Ende kündigt sie sogar noch an, ihre Schwester Helga nachzuholen, eine Discosängerin aus Leipzig. Der Start einer kleinen Ost-West-Kulturinvasion.

*Und wenn du dann kommst, dann geh'n wir zum Biermann
Und rufen die Jungs bei der Industrie an
Denn Mädels wie dich, die nehmen die gern*

Wolf Biermann, Sänger und Dichter, gebürtiger Hamburger, war 1976 nach 23 freiwilligen, mehr oder weniger überzeugten

Jahren in der DDR ausgebürgert und praktisch ausgesperrt worden, ein Ereignis, das auf beiden deutschen Seiten ein Erdbeben bedeutete. Auch dem besagten *Stern* war das damals eine Titelgeschichte wert. Überschrift: «Rotkehlchen ohne Nest».

Mit ihm wollte Westernhagen sich sicher nicht anlegen, als er «Von drüben» schrieb, dieses auch für seine Verhältnisse atemberaubend böartige Lied. Ein reales Vorbild für Gerti könnte Veronika Fischer gewesen sein, die damalige Nummer-eins-Popsängerin der DDR, die von seiner Plattenfirma WEA intensiv umworben wurde. Anfang 1981 folgte sie dem Ruf aus Westdeutschland, aber da war Westernhagens Lied längst fertig.

Bettina Wegner könnte ebenfalls ein Modell für die Gerti-Figur gewesen sein. Wegner, Aktivistin und Sängerin, war 1978 durch eine Ausgabe des ZDF-Politikmagazins «Kennzeichen D» im Westen prominent geworden. «Szenen einer Hauptstadt» hieß die Ausgabe, für die der TV-Journalist Dirk Sager durch ein weitgehend tristes, problembeladenes, dennoch keck zivilcouragiertes Ostberlin fuhr. Er ließ Passantinnen, Schrebergärtner, Gemüseverkäuferinnen und Bauarbeiter erzählen und machte auch in der schönen Neubauwohnung in der Leipziger Straße halt, die Wegner mit ihrem damaligen Mann bewohnte, dem Schriftsteller Klaus Schlesinger.

Von einem Fenster aus schaute man über die Mauer aufs Hauptquartier des Springer-Verlags. Vom anderen aufs Zentralkomitee der Staatspartei SED, symbolträchtiger ging es

kaum. Wegner, damals 30, mit Zöpfen, Jeansrock und dunkelblauem T-Shirt, erzählte vor der Kamera erfrischend rotzig von ihren zermürbenden Bemühungen, im Osten offene Literaturlesungen zu veranstalten. Sang anschließend zur Gitarre ein Lied, das in der Sendung komplett gezeigt wurde: «Sind so kleine Hände, winz'ge Finger dran, darf man nie drauf schlagen, die zerbrechen dann» und so weiter.

«Kinder» hieß das Stück. Nach der Sendung erschien es in der BRD auf Schallplatte, wurde im Jahr drauf ein riesiger Erfolg und unerwarteter Radiohit. Bald sangen es sogar andere Künstler nach, wenn auch in modifizierten Versionen, von der Braunschweiger Punkband Daily Terror («Sind so kleine Biere») bis zum Komiker Otto Waalkes («Sind so kleine Schnäpse»). Das zugehörige Wegner-Album errang mit einer Viertelmillion verkaufter Exemplare gleich eine Goldene Schallplatte, auch Ende der 70er nicht alltäglich für eine derart reduzierte Chanson-LP. Im Begleittext, der hinten auf der Hülle stand, nannte der Autor der westlichen Plattenfirma CBS die Sängerin einen «Geheimtip unter den kritisch-politischen Liedermachern in der DDR».

Ein reichlich euphemistischer, fast zynischer Ausdruck dafür, dass Wegner als Schikane für ihre politischen Aktionen im Osten zu der Zeit praktisch Auftrittsverbot hatte. Öffentlich konnte sie nur unter Decknamen oder in Kirchen singen, die vor dem Zugriff von Stasi und Polizei halbwegs sicher waren. Auch das Erfolgsalbum «Sind so kleine Hände» war in der DDR natürlich nicht legal erhältlich. Die Veröffentlichung von – bis

zu ihrer Ausbürgerung 1983 – vier Alben im Westen ließ der Staat trotzdem zu, einfach, indem er sie nicht verhinderte. Einen beträchtlichen Teil der D-Mark-Devisen, die Wegner durch Plattenverkäufe und GEMA-Einnahmen generierte und die für Radio- und Fernseheinsätze fällig wurden, behielten die Behörden beim Transfer freilich ein und führten sie guten, sozialistischen Zwecken zu.

Westernhagens Ossi-Satire, die wohl unter anderem auf Wegner und ihren Erfolg abzielte, kam 1981 in der BRD nicht allzu gut an. Er selbst sagt, einige Radiosender hätten das Lied auf ihre schwarzen Listen gesetzt, weil sie befürchteten, mit der Ausstrahlung die weiterhin fragile Annäherung zwischen den zwei deutschen Staaten zu stören. Der prominente Bochumer Rockjournalist Wolfgang Welt war deutlicher in seiner Kritik, bezeichnete den Song in einem Text für die Ruhrgebiets-Stadtzeitschrift *Marabo* als «Stück Scheiße». Das Gerti-Lied sei «an Erbärmlichkeit nicht zu übertreffen und dürfte im Auftrag von Axel Cäsar Springer entstanden sein», schrieb Welt. «Gerd Löwenthal und alle anderen Rechtsaußen werden sich freuen.»

Löwenthal, grimmiger Journalist und Moderator des «ZDF-Magazins», war als artikulierter Antikommunist und Gegner der westöstlichen Entspannungspolitik bekannt, die 1969 mit Willy Brandts Kanzlerschaft begonnen hatte. Der Springer-Verlag galt mit seinen Zeitungen *Bild* und *B.Z.* als Kampagnenführer gegen die Annäherung, als Gegner aller daraus abgeleiteten bundesdeutschen Zugeständnisse gegenüber Ostberlin und letztlich Moskau. Bis August 1989, also

drei Monate vor der Mauerfallnacht, schrieben die Springer-Medien den anderen Staat grundsätzlich in Anführungszeichen: «DDR».

Symptomatisch für die Stimmung, die in Westdeutschland bis in die 80er hinein herrschte, steht ein Vorfall vom Oktober 1959. Damals hatte der ARD-Entertainer Hans-Joachim Kulenkampff zu Beginn seiner Sendung «Quiz ohne Titel» auch die Zuschauer «in der DDR» begrüßt. Das Problem: Er hätte laut öffentlich-rechtlicher Sprachregel eigentlich «in der sogenannten DDR» sagen müssen, ließ das entscheidende Adjektiv aber weg. Die anschließenden Beschwerden von Zuschauern und Bundestagsabgeordneten aller Parteien gerieten so massiv, dass sich der Intendant des Hessischen Rundfunks gezwungen sah, eine Untersuchung zu starten. Das Ziel: der Beweis, dass Kulenkampff kein von der SED finanzierter Kuckuck sei.

Ein paar hilfreiche Statistiken zu Freundschaft und Neid

Einen ähnlich veranlagten Eklat löste der 1976 aus der DDR ausgesiedelte Schriftsteller und Regisseur Thomas Brasch aus, als er im Januar 1982 in München den Bayerischen Filmpreis entgegennahm. In seiner Galarede dankte Brasch unter anderem der Filmhochschule der DDR, die ihn ausgebildet hatte. Dafür gab es aggressive Buhrufe und Aufruhr im Saal. Der Ministerpräsident und CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß schickte Brasch, als der mit dem Preis und steinernem Gesichtsausdruck die Bühne verließ, noch eine maliziöse Oberlehrerphrase hinterher: «Ich danke Ihnen, dass Sie sich als lebendiges Demonstrationsobjekt der Liberalitas Bavariae hier vorgestellt haben!» Mit anderen Worten: dass wir auch solche Querulanten prämiieren, ehrt uns am Ende mehr als Sie.

Strauß war es dann allerdings, der kurz darauf zwei bundesdeutsche Milliardenkredite für die klamme DDR an allen Bedenkenträgern vorbeipeitschte, nicht nur in Bayern, und auch dafür gab es tieferliegende Gründe. Die Jahrzehnte der deutschen Teilung waren, aus dieser lebenspraktischen Sicht betrachtet, eine oft bizarr widersprüchliche Zeit.

Der Wunsch nach einer Wiedervereinigung hatte unter den Westdeutschen nie wieder so starken Zuspruch genossen wie

Anfang der 50er-Jahre, also kurz nach der Teilung. Frühe, technisch noch nicht perfekte Umfragen ergaben in der Bundesrepublik Zustimmungswerte von bis zu 96 Prozent. In den 70ern und 80ern pendelte sich die Quote der Einheitsbefürworterinnen und -befürworter dann relativ konstant auf um die 70 Prozent ein.

1987 fragte das Institut Infratest zusätzlich nach den Gründen für die jeweilige Meinung. Die meistgenannten Argumente der Wessis für eine Wiedervereinigung: die Fortführung einer nationalen deutschen Tradition, die Schaffung gerechter Lebensbedingungen und der Frieden in Europa. Ein Drittel führte äußerst selbstlos an, sie seien nur deshalb für die Einheit, weil sie vermuteten, die Mehrheit der DDR-Bürger würde sich nach ihr sehnen.

Aber stimmte das? Repräsentative Meinungsforschung gab es im Osten jedenfalls nicht. Allerdings hatten die Strategen von Infratest in den späten 60ern, im Auftrag von Herbert Wehner, dem SPD-Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, einen Behelfsansatz gefunden: die sogenannten Stellvertreter-Umfragen. Das Prinzip: Anstatt Menschen aus der DDR direkt zu interviewen, was ja nicht ging, ließ man Menschen antworten, die privat oder beruflich viel im Osten waren, gutes Hintergrundwissen und enge Kontakte hatten.

Was die alles andere als astreine Methode ergab, für die rund 1200 Interviews pro Jahr geführt wurden: In den zwei Jahrzehnten vor dem Mauerfall soll in der Tat eine stetig wachsende Mehrheit im Osten die BRD als Staat mit besseren

Lebensbedingungen gesehen haben, abgesehen von Punkten wie Arbeitnehmerschutz, Ausbildungsoptionen und Wohnungsmarkt. 1978 fanden 57 Prozent der Ostbürger, dass es im Westen mehr gesellschaftliche Gerechtigkeit und bessere Chancen gebe. 1989 waren es laut der Erhebung sogar schon 74 Prozent.

Als im Dezember 1989 – nach Helmut Kohls berühmtem, mit einer listigen Überrumpelungsgeste im Bundestag präsentiertem Zehn-Punkte-Programm – diese Wiedervereinigung tatsächlich debattiert wurde, meldeten die Meinungsforscher von Infas Überraschendes: Plötzlich gaben nur noch 26 Prozent der DDR-Bürger an, eine Einführung des Kapitalismus zu wünschen, also eine Vereinigung nach westlichen Standards. 46 wollten stattdessen lieber ein gemischtes System, 21 eine Form von demokratischem Sozialismus. Bei der ersten freien Volkskammerwahl gut drei Monate später schlugen sich die Wünsche nach einem neuen, eigenen Weg schon wieder weniger deutlich nieder. Das CDU-geführte Bündnis Allianz für Deutschland lag mit mehr als 48 Prozent der Stimmen vorn. Alles passierte Schlag auf Schlag, und offenbar hielt keine Meinung mehr länger, als es unbedingt nötig war.

«Unsere Leute wollen die soziale Sicherheit, Geborgenheit, sichere Arbeitsplätze und Ausbildung von uns», soll im September 1988 Harry Tisch, Politbüromitglied und langjähriger Vorsitzender der DDR-Einheitsgewerkschaft, bei

einer SED-internen Sitzung gesagt haben. «Und die Kaufhäuser aus der BRD.»

Oder eben auch die Musik, das Fernsehen, das Theater und die Bücher, denn zumindest hier gab es ja – anders als beim politischen System – kein reines Entweder-oder. Man konnte Thomas Lücks schmissigen New-Wave-Hit «Hobbykosmonaut», die Leipziger Punkband L'Attentat und den westfälischen Hamburger Udo Lindenberg gleichzeitig gut finden, konnte Christoph Hein und die Österreicherin Ingeborg Bachmann lesen, Jörg Fauser und Brigitte Reimann. Es war denkbar, den schillernden Progressivrock von Panta Rhei, Conny Bauers Free-Jazz-Posaune oder den heiteren Nihilismus der Band Feeling B ähnlich hoch zu schätzen wie alles, was via Bundesrepublik aus der weiten, westlichen Welt verfügbar gewesen wäre – und effektiv auch war, die ganzen über 40 Jahre lang, via Westrundfunk, Schmuggel oder sogar als offizielle DDR-Lizenzveröffentlichungen. Also dann doch, allem Gerede über die intellektuelle Isolation des Ostens zum Trotz, relativ barrierefrei.

Ein Freund, der in den 80ern im Berliner Oststadtteil Hohenschönhausen aufwuchs, erzählte mir einmal, wie er als kleiner Junge mit den Eltern Herbsturlaub in der Uckermark machte. Auf dem Zimmer im FDGB-Erholungsheim Friedrich Engels am Templiner Lübbesee gab es einen kleinen Fernseher. Dort wurde er an einem verduselten Oktobernachmittag im Jahr 1984 ungläubig Zeuge davon, wie die Puhdys im Westfernsehen auftraten. Seine Puhdys, seine Band, die